

# Zehrgeld...

Maurus Gschwind

Ich war, so schätze ich, etwa 13 Jahre alt, als mein Vater für rund 3 Monate einen Weiterbildungskurs in Paris besuchte. Für uns Kinder, wir waren fünf an der Zahl, war das natürlich eine sehr willkommene Abwechslung im sonst eher strengen und patriarchalischen Familienleben. Wir mussten in dieser Zeit in „heiklen“ Angelegenheiten nicht zuerst Vater fragen, und unsere Mutter hatte die volle Kompetenz und Freiheit, Entscheidungen zu treffen. Wir nützten diese Situation natürlich nicht wirklich aus, finde ich heute, aber nicht alltägliche Wünsche und Anliegen von uns Kindern waren schon mehr präsent, und wir getrauten uns diese Dinge zu erfragen.

So kam eines Mittags, vielleicht auch Abends, beim Essen die Frage auf, warum wir uns, wenn wir unter Tags „Hunger“ hätten, nicht ohne zu fragen, wenigstens ein Stück Brot abschneiden und dieses verzehren dürften. Anderen in unseren Schulklassen wäre das erlaubt, und wir fänden das nicht ganz in Ordnung, dass wir quasi „hungern“ müssten, obwohl es ja genug Brot zur Verfügung hätte.

Wir verspeisten im normalen Fall ein dreiviertel Kilo Brot pro Tag, was natürlich so nicht zur Sprache kam. Mutter überlegte sich kurz was darauf zu antworten sei und holte dann zu einer wohlüberlegten und eigentlich einleuchtenden Erklärung aus.

Als erstes versuchte sie uns klar zu machen, dass sie alles, was ein Haushalt braucht, also vom Waschmittel über Zahnbürste bis zur Ernährung, mit einem bestimmten Betrag, den sie von Vater bekam, sie verdiene ja nichts



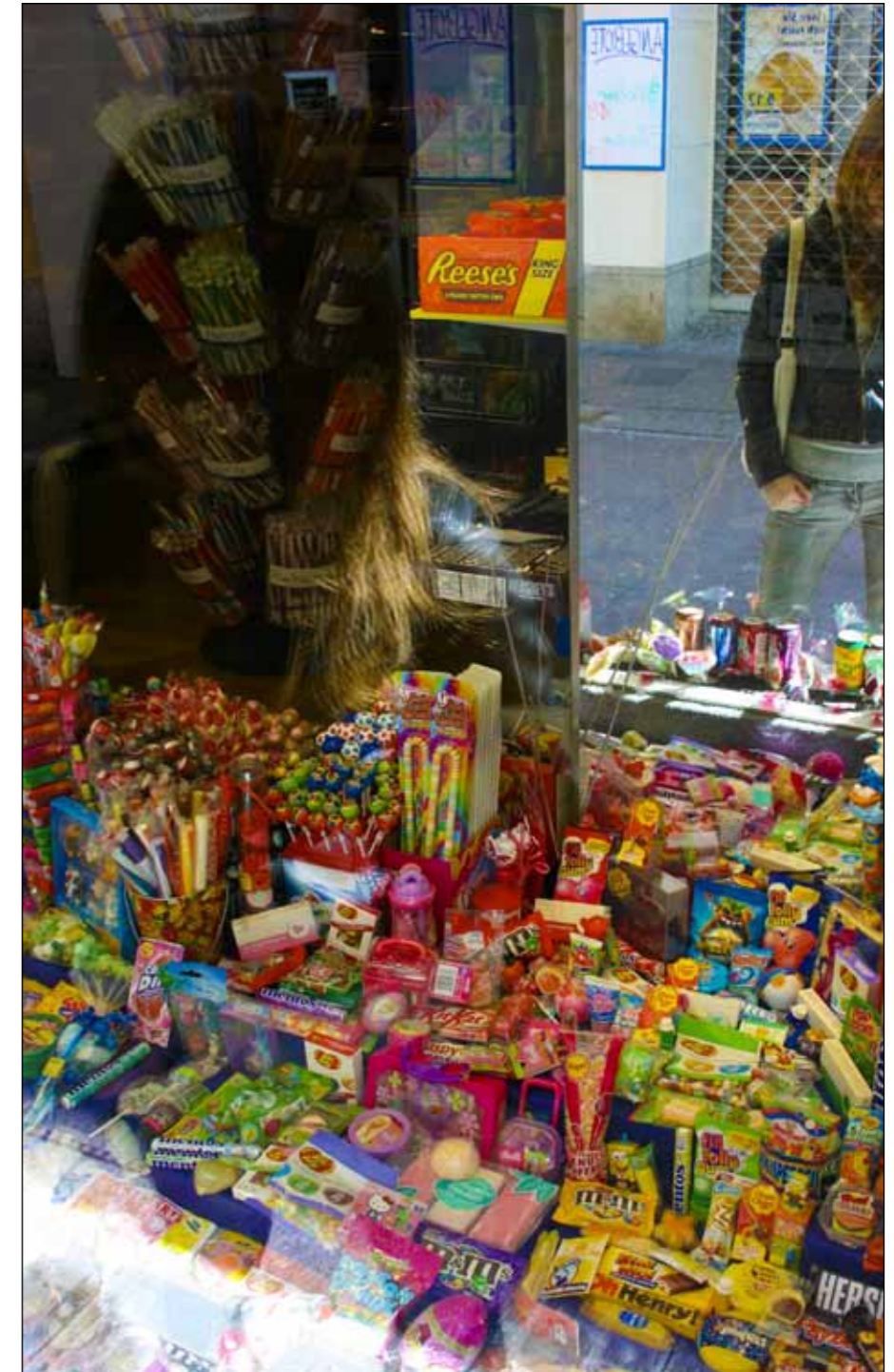
als Hausfrau, kaufen würde. Sie nannte uns diesen Betrag, und wir fühlten aus ihrer Gestik und ihrem Tonfall der Worte, dass das nicht wirklich viel Geld war, das sie da zur Verfügung hatte. Klar, der Betrag, tausend Franken, tönte für uns Kinder wie sehr viel Geld, doch wir konnten uns darunter nicht wirklich etwas vorstellen. Also machte unsere Mutter eine Aufstellung und eine „Milchbüchlirechnung“, bei der zum Schluss ein Geldbetrag für Verpflegung zustande kam. Dieser Betrag wurde dann ge-

recht durch 7 geteilt, und es entstand ein „pro-Kopf-Verpflegungsgeld“ pro Monat, geteilt durch 30 Tage, und schon hatten wir das Kostendach pro Nase und pro Tag. Sie machte den Vorschlag, uns diesen gerne jeden Tag auszubezahlen, damit wir uns mit diesem selber mit Kost eindecken, und diese auch, wann immer wir „Hunger“ hätten, verzehren könnten. Sie bot uns auch ihre Hilfe mit Rat und Tat an, falls wir etwas Warmes kochen wollten. Wir nahmen diesen Vorschlag natürlich mit Begeis-

terung an. Eine solche Freiheit hätten wir uns anfangs dieser Diskussion nicht erträumen lassen. Das musste ja sein wie im Paradies. Essen was und wann wir wollten, ohne jegliche Rückfragen und Bittbätti. Ich stellte mir schon einen ganzen Haufen Süssigkeiten, Wurst und viele andere Dinge, die ich gerne hatte, vor, und diese dann erst noch essen konnte zu können wann immer ich wollte, ohne sie zu stibitzen und heimlich in grösster Hast zu verzehren. Auch das schlechte Gewissen und die Angst „aufzufliegen“ fiel weg, und das erfreute natürlich mein Herz und meine Seele.

Ich weiss nicht was Frau Buholzer, die eher spezielle Dorfladenbesitzerin, in dieser Woche dachte, als die Gschwind-Kinder jeden Tag mit einem Fünfliber ihren Laden besuchten und allerlei nicht wirklich lebenswichtige und nahrhafte Dinge bei ihr einkauften. Uns hätte das auch nicht im Geringsten gestört, wenn da komische Fragen gekommen wären. Wir fühlten uns anfangs, logischerweise, sehr erwachsen, wenn nicht sogar euphorisch. Nach zwei, drei Tagen machte sich dann langsam wirklich Hunger, oder besser gesagt „Lust auf etwas Rechtes“, bemerkbar, und noch ein, zwei Tage später so richtig breit. Ich zum Beispiel ernährte mich die ersten Tage nur von trockenen Haferflocken mit ziemlich viel Zucker, Schoggi und einmal von einem Eingeklemmten, bestehend aus einem „Schwöbli“ und einer etwa 2 cm dicken Schicht Salami. Dieses schmeckte auf jeden Fall wunderbar. Einzig war es etwas teuer für das, was es einen Tag lang hergab, immer in Anbetracht meines Tagesbudgets. Mein nächst jüngerer Bruder Benedikt ernährte sich eine Woche lang von Meringue-Schalen, bis sie ihm aus den Ohren hingen. Auch meine grössere Schwester Barbara hatte schlussendlich ziemlich genug von der doch so feinen gezuckerten Kondensmilch, von der sie pro Tag sicher eine Tube verdrückte. Der Zweitjüngste war noch zu klein, um alles selber zu machen und wurde, so wie der Jüngste, der noch ein Baby war, von der Mutter ernährt. Es roch manchmal sehr gut und richtig verführerisch, wenn Mami mit den kleinen zwei ihr Mittag- oder Nachtessen einnahm.

Das Ende dieser Geschichte ist vermutlich jedem klar und schnell erzählt. Nach einer Woche doch eher einseitiger



Ernährung, war jeder von uns ziemlich froh, dass unsere liebe Mutter die ganze Verpflegung für uns wieder selber in die Hand nahm. Wir bekamen die Erkenntnis, dass 5 Franken für jeden pro Tag nicht wirklich für Schlemmermenüs reichten, und dass es doch mehr als nur Geld brauchte, um unseren Mägen zufrieden zu stellen. Auch der ganze „Einkaufsstress“ lag uns nicht wirklich, und Ernährung brauchte etwas Fantasie und Können, nicht nur Geld, hatten wir festgestellt. Zu guter Letzt stellte sich, nach Abschluss dieser Versuchswoche,

noch heraus, dass sich Mutter um einen Franken verrechnet hatte. Es wären pro Nase also nur 4 statt 5 Franken zur Verfügung gestanden. Ich frage mich noch heute, ob sie sich eventuell mit Absicht zu unseren Gunsten „verrechnet“ hatte!

Fotos:  
D. Schaufelberger - Fünfliber  
bianchini\_a@flickr.com - Sweets